



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Amely: Plaudereien aus London.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wandereien aus London.

Ende Juni.

Der Schluß der Saison. — Die Judenfrage in einem freien Lande. — Das moralische Publicum und Lytton Bulwer. — Mangel an Edwen. — Dickens und Zacharay. — Der Eisenbahnkönig und seine Stiefeln. — Ein neuer Club. — Die Wissenschaft und die Legitimität. — Les fils de l'homme.

Die Saison naht sich ihrem Ende. Die Hitze, die während des Mai's fortwährend unerträglich drückend war, hat schon viele Familien veranlaßt ihrer Kinder wegen an die Seefüste zu gehen oder auf ihre Landsitze zurückzukehren. Der Hyde-Parc ist noch gefüllt mit Equipagen und Reitern; aber nicht mehr so gedrängt voll. Bälle und Abendgesellschaften haben noch ihren Fortgang, doch erhält man der Einladungen nicht mehr als man annehmen kann. Frühstücke werden gegeben für „Lions,“ deren kurze Anwesenheit in der Stadt es sonst unmöglich machen würde überall zu erscheinen; Erdbeeren-, Stachelbeeren- und Heufeste finden statt, wobei sich die Damen in den elegantesten Morgenanzügen, von ihren Kindern begleitet, einfinden; und die berühmten Blumenfeste im Regentspark und in Chiswick schicken sich an, ihre dritte und letzte Ausstellung zu liefern, bei welcher die ersten Früchte des Jahres ihre Preise erhalten. An allen diesen Freuden und Herrlichkeiten nehmen die Männer aber wenig Theil; denn erstens sind die Morgenstunden derselben meistens irgend einer Beschäftigung zugewendet, wodurch ihnen die „immense Leere einer schönen Frauenseele“ abgeht; — und dann hat der politische Horizont jetzt gerade so viele bedeutende Interessen für sie, daß sie ihre Aufmerksamkeit nur ungern den kleinen passe-temps des Lebens zuwenden. Die sieben Jahre sind um, und die neuen Wahlen müssen darthun, was sich für die nächsten sieben hoffen läßt. Die allgemeine Stimme ist: daß die Whigs triumphiren werden. So wenig man auch von Lord John Russell als Staatsmann und als Mensch erbaut ist, so wäre doch immer für das Prinzip eines liberalen Gouvernements viel gewonnen, wenn er seine Stellung behaupten könnte! Vor Allem wäre es wünschenswerth für die Dissenters, für die National-Erziehung und für die

Juden. Die letzteren haben mit großem Interesse den Vorgängen in der preussischen Kammer zugesehen. Wäre dort die Religion nicht als Norm für die Fähigkeit eines Deputirten angenommen, so hätte dies doch einen mittelbaren Einfluß auf ihre Verhältnisse üben können. Hier ist es nur noch die Formel des Eides an der sie laboriren. Upon the faith of a Christian! — Wer ihnen diese wenigen Worte aus dem Gesetzbuche streichen wollte, dem würden wahrlich eines Crösus Schätze als Loos fallen. — Sie hofften einige zeitlang, daß dieser kleine Stein des Anstoßes, sobald die Liberalen den Sieg davon trügen, keiner mehr sein würde; es stellten sich daher einige als Wahlcandidaten. Sobald sie aber näher nachforschten und gewahrten, daß die Zeit noch nicht reif für sie sei, auf eine solche Vergünstigung zu hoffen, haben sie sich zurückgezogen. — Bei den Engländern das Vorurtheil gegen die Juden aus dem Wege zu räumen, ist eine schwere Sache, die noch viel Zeit fordern wird. Wie mit ihren übrigen vorgefaßten Meinungen, so sind sie auch in diesem Punkte von einer wundervollen Beharrlichkeit. Und leider steht die Klasse derselben noch auf sehr niederer Stufe, als Klasse. — In allen Straßen Londons hört man vom Morgen bis zur Nacht: „Cloth, cloth!“ und ein schmutziger Israelit mit einem großen Sacke geht längs den Häusern hin und wartet, daß man ihm alte Lumpen verkaufe. In St. Giles — dem berühmtesten Stadttheile Londons — lebt eine ganze Colonie derselben, und in der Lowder-Arcade, einer Gallerie mit Läden, sind nur kleine Leute dieser Rasse zu finden. Dafür aber leuchten im schönen Gegensatz die Familien der Montefiore, Goldsmith und — Rothschild, möchte man denken. Doch zeichnen die letztern sich nur durch Reichthum aus und nicht durch jene höhern Eigenschaften, mit denen Rahel dieselben beschreiben wollte, wenn sie sie „les Juifs de Frédéric le Grand“ nannte. Wenn Disraeli in seinem „Tancred“ das Muster eines Israeliten aufstellt in dem Charakter seines „Sidonia,“ so konnte er nur Sir Isaac Goldsmith damit meinen, in dem sich alle jene Eigenschaften vereinigt finden, die den Menschen als Menschen zieren und veredeln. Daß seine reichen, schönen Töchter sich nicht taufen lassen wollen, um der Ehre zu genießen, mit ihrem Golde die Schulden eines ruinirten Lords zu bezahlen, ist freilich ein Fehler, doch ist es ein solcher, der sich entschuldigen läßt.

Unter den Wahlcandidaten der Liberalen ist auch Sir Lytton Bulwer auf die Bühne getreten, und das für den nicht unbedeutenden Platz Lincoln. Dieser bei uns so hoch gefeierte Literat hat das Unglück in seinem Vaterlande der unpopulärste Mann zu sein, und es läßt sich daher kaum erwarten, daß seine Bemühungen, dem Staate zu dienen, mit Erfolg gekrönt

sein werden. Wodurch er sich so allgemein und durchgängig bei der Herren- und Damenwelt, bei Hoch und Niedrig unangenehm gemacht, ist schwer zu sagen. Es können nicht blos seine Schriften sein, es muß auch sein Leben und seine Persönlichkeit dazu beigetragen haben, einen solchen wirklichen Widerwillen gegen ihn hervorzurufen. Und nun, da das Monstrum der öffentlichen Meinung einmal in ganzer schrecklicher Größe dasteht, würden schwerlich Thaten oder Worte es bannen! Auch hat er es mit Beiden nicht einmal versucht. Seine „Lucretia“ ist wenigstens nicht geeignet, eine günstige Stimme für ihn hervorzurufen, und man kann wirklich im wahren Sinne des Wortes sagen, daß ganz England sich beim Erscheinen desselben in einem Ausruf des Entsetzens und der Verdammung vereinigt. Er soll sehr eitel sein, und darum kleine Angriffe, als dem Neide entspringend, gerne übersehen. Diesmal aber war es vergebens, daß er Auge und Ohren verschloß. Jedes Journal, das er in die Hand nahm, jede Zeitung, in die er blickte, nannte ihn einen Volks- und Sittenverderber, einen Mann, der eine Freude an Verbrechen finde, der die Helden seiner Romane aus den Gefen des Volks auswählte, der das Laster durch seine Darstellung verführerisch und nachahmungswürdig mache! — Und diese Anklagen wiederholten sich, ohne daß sich eine Stimme zu seiner Bertheidigung erhoben hätte! War da nicht zu besorgen, daß sie nicht ganz ohne Grund seien? Sir Lytton Bulwer fühlte sich aufs Tiefste verletzt: er war als Mensch und als Schriftsteller angegriffen und ohne Gnade verdammt. Keine Tugend, kein Verdienst, keine einzige gute Seite hatte man ihm gelassen! Und kein Freund fand sich, in der ganzen literarischen Welt keiner, der ein Wort für ihn gesprochen hätte! — Was blieb ihm übrig, als selbst zur Feder zu greifen und einen verzweifeltsten Versuch zu machen, das Publikum von seinen bessern Absichten zu überzeugen. — In einem kleinen Buche von 60 Seiten, betitelt: „A word to the public,“ von dem Verfasser der Lucretia, führt er an, daß von 16 Werken, die er geschrieben, nur drei Verbrecher als Helden haben, Paul Clifford, Eugen Aram und Lucretia; daß die Schuld zu allen Zeiten dem Drama zur Grundlage gedient und auch im Romane erlaubt sei; daß die englischen Zeitungen ein Quodlibet von Verbrechen aller Art wären und man sie darum doch noch nie für unmoralisch und verderblich gehalten hätte. Seine Bertheidigung ist geistreich und gewandt, sie entspricht in jedem Bezug dem, was man von einem Manne wie Bulwer erwarten konnte, und hat vieles für sich. Doch hat sie Niemand bekehrt. Fest und unabänderlich steht die Meinung: Bulwer sei kein guter Mensch. — Dies ausgesprochen macht man sich aus dem geistreichen

Manne nichts mehr. Und als Autor hat er hier nie gefallen. Man nennt seinen Styl affectirt, gesucht, seine Charaktere nicht natürlich. Eine Heldin, wie Alice z. B., welche Engländerin wollte sich für dieselbe interessiren? Sein Privatleben hat überdies nicht dazu beigetragen, die Meinung von seinen lockern moralischen Grundsätzen zu schwächen, des Verhältnisses mit seiner Frau nicht einmal zu gedenken; denn jeder Mann könnte wohl durch ein eigensinniges, launenhaftes Weib auf's Aeußerste gebracht werden, spricht man auch außerdem von seinem Privatleben in den zweideutigsten Ausdrücken und erzählt sich die sonderbarsten Anekdoten über sein Benehmen gegen die junge Damenwelt. — Alles das wird sich nun freilich im Laufe der Zeit ändern, denn die Jahre stehen nicht still und sind keineswegs spurlos an dem Liebling des deutschen Publikums vorübergegangen. Er hat die Wasserkur gebraucht, dem Prinzip des Lebens ein wenig auf die Beine zu helfen und selbst einen langen Aufsatz darüber geschrieben, in dem er seine Erfahrung der wohlthätigen Folgen derselben ausspricht; doch hat sie ihn nicht gesund gemacht. Er leidet ein wenig an Taubheit und — allerlei Schwächen und Nebeln frühzeitigen Alters. Auf einem kleinen schwarzen Pony hängend, gar nicht geistreich und aufgeweckt aussehend, läßt er sich durch die Parks tragen, die frische Luft einzuschlüpfen. Sein Haus liegt in der St. Jamesstraße und hat eine freie Aussicht in den Park desselben Namens. Es zeichnet sich vor allen benachbarten Gebäuden aus, ja man könnte sagen vor allen in London, da es sonderbar roth und gelb überfärbt einem Puppenhause gleicht. Das Innere soll dieser Außenseite entsprechen und Sir Lytton Bulwer und sein ganzer Haushalt dem Zuschnitte einer Coquette gleichen. Ob seine hübsche 18jährige Tochter, die er aus der Pension in Deutschland zurückberufen, um sie an die Spitze seines Hauswesens zu stellen, ebenfalls diesen Regeln der Kunst unterworfen, läßt sich nicht sagen, und ist nicht zu hoffen. Seine Nachbarn sehen ihn viel in seinem kleinen Garten hinter dem Hause mit einem Buche auf und ab gehen. Eine Deutsche, die einen gebührenden Enthusiasmus für die Verdienste des Autors hegte, bat um die Erlaubniß aus einem der obern Zimmer den Abgott ihrer Träume sehen zu dürfen. Die Dame des Hauses versetzte, daß ihr Gewissen ihr nicht erlauben würde, irgend jemand den Verfasser der Lucretia sehen zu lassen, und daß sie am Liebsten die Fenster vermauert hätte, wenn dies nur möglich wäre. Diese Meinung der Einzelnen gilt unbedingt für Alle.

Legt man es übrigens darauf an, in den gefeierten „Lions“ auch das menschlich Schöne zu suchen, so könnte man auch der Diogena Lampe neh-

men und doch nichts finden. Bulwer wird der Vorwurf gemacht, daß es ihm an einer guten Absicht fehle — daß er nicht moralisch bildend auf das Volk wirke. Aber, lieber Himmel! wem liegt denn heutigen Tages daran, moralisch bildend zu wirken? Ist nicht Alles auf Effect berechnet? Geht nicht alles darauf hinaus, einen kurzen Sommer lang von sich sprechen zu machen? — Freilich stellt man ihm Dickens entgegen — und man hat ein Recht, dies zu thun. Dickens ist eine gute Seele, die alles, was sie sieht, süperbe auffaßt und wiedergibt; Dickens denkt und fühlt wie alle, ißt und trinkt und geht mit seiner Frau spazieren, wie ein guter Spießbürger, und findet ein Vergnügen daran, Abends in einem prächtigen Salon in seinen besten Kleidern zu sitzen und um sich zischeln zu hören: „Das ist Dickens!“ — Er ist übrigens jetzt auch schon aus der Mode. In dieser Saison ist aber auch eigentlich Niemand in der Mode als Jenny Lind. Es ist kein neues Talent außer ihr erschienen; sei es in der literarischen oder der musikalischen Welt. — Zacharay war schon zu lange durch seine Beiträge für Punch bekannt, als daß sein jetziges Auftreten als Romanschreiber ihn noch hätte zum Helden machen können. Doch hat sein „Vanity fair“ den ungetheiltesten Beifall erhalten und ihn zum großen Liebling des Publikums gemacht. Das Wort groß läßt sich hier übrigens leicht anwenden; denn er ragt weit über die Männerwelt hervor, und hat einen entsprechenden Umfang. Zum Glück ist sein Appetit dem angemessen, um das Materielle an ihm zu erhalten, und sobald man ihm ein hinreichendes Mittagessen vorgesetzt und er ein Paar Flaschen schweren Portweins hinuntergeschlürft, findet man in ihm den witzigsten, angenehmsten Gesellschafter, wie selbst nur ein Punch ihn sich wünschen kann. Seine Caricaturen zeichnet er alle selbst. — Sollte er aber die Absicht haben, seine Gaben zur moralischen Bildung des Volks verwenden zu wollen? — Schwerlich! „Vanity fair“ hat ihm 500 L. eingebracht, und da er, wie man hier sagt, von seinem Wize lebt — lives on his wits, so kann man sich leicht denken, weshalb er es geschrieben. — Das ist ihm übrigens auch keineswegs zu verargen; nur sollte die Kritik dann nicht so hohe Forderungen an den Einzelnen machen, und den Rest ungeschoren durchschlüpfen lassen. Die Verfasserin der „Minsa“, einem Buche, mit dem sich die deutsche Kritik ein wenig zu viel befaßt, — ist jetzt beschäftigt, einen vollkommeneren Mann zu schildern. Die Aufgabe könnte etwas schwer sein! Wenigstens möchte sie den Typus dazu vergeblich suchen; denn ein Barnhagen wird ihr in England nicht aufstoßen. Ein Roman „Zoe“ hat einiges Aufsehen gemacht. Man verdammt ihn als unmoralisch und kiest ihn darum überall. Der Held des Buches ist ein katholischer Priester, der eine ver-

Heirathete Frau liebt. Die Verfasserin, Miß Jerosbury von Manchester, sah sich dadurch plötzlich zum Lion der Saison erhoben und genoß allerlei Auszeichnung während ihres kürzlichen Aufenthaltes. Rogers rief jeden Menschen zu: Haben Sie Zoe gelesen? — Monkton Milnes gab ihr ein Frühstück, Macready lud sie zu einer Soirée der Elite ein, und überall drängte man sich, sie zu sehen. Mußte das nicht die moralische Wirkung haben, ihr eine rechte Lust einzusößen, mehr unmoralische Bücher zu schreiben? — Sie zählt manche Sommer, und ist in denselben manch' liebes Mal nach London gekommen, ohne daß ein Fahn nach ihr gekrähet, so wenig ist ihr Aeußeres und ihre Geistesgaben anziehend. Und selbst ein Freund, wie Carlyle ihr ist, konnte sie einer Gesellschaft nicht aufdrängen, die sich jetzt um die Verfasserin eines unmoralischen Buches reißt. — Bulwer schrieb in diesen Tagen, als er „Zoe“ gelesen, die Verfasserin besitze einen Geist, die Gesellschaft von Grund auf umzuwandeln (to stir society in its foundations). Es läßt sich aber besorgen, daß die Zeit noch nicht reif sei, wo eine Zoe oder Lucretia eine solche Erschütterung hervorbringen. Das Prinzip des Guten steht auch hier noch auf einer Basis von Glas, die schwerlich durch sophistische Romanschreiber einen solideren Grund erhalten wird! —

Während Hudson, der Eisenbahnkönig, in seinem babylonischen Thurmhause sich von der stolzen Aristokratie Englands mit seinem falschen Gepränge und schlechten Sitten an seiner eigenen Tafel verlachen läßt, und man in Dyford-Straße ellenhohe schwarzlederne Stiefeln à la Hudson- oder vielmehr „the railroad-kings favorite boots“ ausbietet, und er mit seinen gallonirten Dienern täglich vorüberfährt, sich an dem königlichen Prärogativ den kleinen Erden söhnen ihre Kleidertrachten vorzuschreiben, mit wahrhaft hochgeborner Freude ergötzt; — ist Miß Martineau von Aegypten zurückgekehrt und hält mit dem „jungen England“ Conferenzen, wie den arbeitenden Klassen einige der Vortheile, die ein civilisirtes Land genießt, in dem Künste und Wissenschaften frei blühen, zuzuwenden sein möchten. Ihre Absicht ist immer gut; ihre Motive sind stets ungemischt rein. Sie hat ein Blatt gegründet „The People's Journal“, für das sie schreibt, damit den geringern Klassen eine bessere Lectüre werde, als eine Aufzählung der schrecklichsten Verbrechen, wie sie die aristokratischen Blätter enthalten, und die entweder einen Abscheu vor dem ganzen Menschengeschlechte einsößen müssen, oder die Einbildungskraft erhitzend zur Begehung ähnlicher heroisch-tragischer Thaten anreizen. Sie auch hat Douglas Ferrold ihre Hülfe geliehen den Whittington-Club zu gründen und ihren Namen als eine der Vorsteherinnen desselben gegeben. Dieser Club ist darauf berechnet, allen denen zu dienen, die in London ver-

einzelnt leben und irgend eine Beschäftigung haben, die ihre Zeit während des Tages in Anspruch nimmt und sie in den Abendstunden nach einiger Befelligkeit verlangen läßt, welche die vier Wände ihres eigenen kleinen Zimmers nicht gewährt. Zutritt zu erhalten, ist nicht schwer. Der Candidat braucht nur von zwei Mitgliedern des Club vorgeschlagen zu werden, seinen Wohnort und seine Beschäftigung anzuzeigen, und er erhält für ein £. Eintrittsgeld, und ein anderes £. jährlichen Beitrags die Erlaubniß, jeden Abend in schönen warmen, wohlbeleuchtenden Zimmern zuzubringen, wo Zeitungen und Journale aller Art ihm zum Lesen freistehen, und wo er Erfrischungen um einen wohlfeilen Preis erhalten kann.

Auch während des Tages, von Morgens sechs Uhr an, ist das Local geöffnet, und jedes Mitglied kann dahin gehen, sich dort Frühstück geben lassen, Mittagessen, oder was man sonst will. Das letztere kostet zwei Shilling die Person, wofür alles gegeben wird, was man nur essen kann, und sehr gut. Eine Tasse Kaffee kostet zwei Pence mit Zucker und Milch und steht dem deutschen Kaffee nicht nach. Fremde können eben sowohl Zutritt erhalten, als Einheimische und für die jungen Deutschen, die in der City in Handlungshäusern als Commis angestellt sind, muß dieser Zufluchtsort eine wahre Wohlthat sein. Auch für jene Frauen, die hier vereinzelt leben und sich von Privatunterricht ernähren, ist es ein großer Gewinn, wenn sie das nationale Vorurtheil nicht berücksichtigend, oder sich darüber hinausgehend, Mitglieder des Clubs werden. Da es in England keine Table d'hôte gibt, hält es erstaunlich schwer, sich zu beköstigen. Auf diese Art wäre jene Schwierigkeit gehoben. Der Club zählt jetzt schon über tausend Mitglieder und ist im Begriff ein zweites Hotel im Westende einzurichten, das den dort Wohnenden gelegener sein möchte. — Es geht alles höchst anständig zu und in dem Lesekabinet herrscht die größte Stille. — London mit seinen öffentlichen Waschanstalten, den Badehäusern und diesem Club ist den Städten des Continents doch um einige Schritte voraus. —

Am 5. Juni fand die jährliche Visitation der königlichen Sternwarte zu Greenwich statt. Die Admiralität ernennt bei solchen Gelegenheiten 14 Herren, die nachsehen müssen, was im Laufe des Jahres geleistet worden. Der Marquis von Northampton, als Präsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, ist der erste derselben, und ihn begleiteten Sir John Herschel, Capt. Smyth und andere bedeutende Astronomen. Eine Menge ausgezeichneteter Gelehrter waren eingeladen, die Sternwarte bei dieser Gelegenheit zu sehen, und zu diesen gehörte auch Herr Gauthier von Genf, so wie die fürstliche Notabilität des Conde de Montemolin mit seinen Beglei-

tern, dem Chevalier Bérardi und General Montenegro erschienen war. Der arme Prinz zerstreut sich so gut er kann durch die Wissenschaften und geht mitunter, um frische Luft zu schöpfen, auf die Themse in einem Penny-Boot. Er versteht recht gut Englisch, und die gelehrten Herren ließen es sich daher sehr angelegen sein, ihm die magnetischen Beobachtungen zu erklären, an denen er den meisten Gefallen fand. Er speiste darauf mit ihnen, und als man seine Gesundheit ausbrachte, entzückte er die Savans durch eine sehr artige, kleine englische Dankrede. — Man sieht, daß die Wissenschaften auch einige Vorliebe für altes Blut und königliche Ahnen haben, und mitunter selbst mit einer Diogeneslampe danach umhergehen, als forschten sie nur pour la crème de la société.

Das deutsche Hospital hat seinen Bazar auf Verlangen Ihrer Majestät der Königin bis auf das nächste Jahr hinauschieben müssen, weil die liebevolle Landesmutter es nicht zugeben kann, daß man in Zeiten der Noth Fremden etwas zuwende. Die 40,000 Deutsche in London mögen daher einstweilen an dem jetzt stark umschweifenden Typhusfieber umkommen, was immer den Vortheil hat, die Zahl der vom englischen Markte zu Nährenden zu vermindern. Was aber weniger gerecht zu nennen sein möchte, ist, daß das Comité des Hospitals seiner schwachgestellten Finanzen halber es für nöthig hält, eine Deconomie zu beobachten, die hassenswerth erscheint, weil es das häßlichste Laster, die Undankbarkeit, dadurch auf sich ladet. Man weigert sich nämlich den Zoll zu bezahlen, den die von Deutschland eingefandten Sachen heischen und läßt sie daher einstweilen auf dem Custom-House jedem Wind und Wetter ausgesetzt stehen, in der Hoffnung, daß man von Lord John Russell die Erlaubniß erhalten werde, sie frei einzuführen. Man hat jetzt schon so lange geduldig auf diese Erlaubniß geharrt, daß sich erwarten läßt, wenn sie komme, werde die zu verlangende Taxe sich eben auch auf nichts belaufen. Engländer würden das nie thun; ihr Gerechtigkeitsgefühl ließe dies nicht zu. Aber die City-Deutschen, die jetzt allein an der Spitze stehen, haben so genau rechnen gelernt und so viel gerechnet, daß sie jetzt nur noch Zahlen verstehen. Hat man mit ihnen zu thun, so hört man auf, auf den deutschen Namen stolz zu sein. Herr Doctor Freund, der erste Arzt des deutschen Hospitals, macht aber eine rühmliche Ausnahme von dieser Regel, und alle an ihn adressirten Sachen sind von ihm selbst eingelöst worden und werden bis zum Tage des Verkaufes in seinem Hause aufbewahrt. Aus der Schweiz und auch aus Constantinopel sind sehr schöne Sachen eingegangen, was den Deutschen dort zur großen Ehre gereicht. —

Viel wird jetzt in England für die Musik gethan und dennoch — wie wenig ist der Geschmack gebildet. Der komische Sänger, John Parry, ist eigentlich doch derjenige, der ihnen am Besten gefällt. Gestern sang er im Concert des Herrn Lindsay Sloper, eines jungen Mannes, der eben vom Continente zurückgekehrt, ein sehr hübsch ausgebildetes Talent für das Piano mitgebracht hat, und trug *Lalla Rook* travestirt vor — eine bloße Burleske, für eine *Opera Comique* passend — doch mußte er dieselbe wiederholen und erfreute sich des allgemeinsten und begeistertesten Beifalls. Er sang oder declamirte zum zweiten Male ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter, wovon die erstere schlecht französisch spricht und die zweite corrigirt. Die Mutter nennt z. B. eine *Méssagerie* eine *Ménagerie* u. s. w., und diese dummen Scherze gelten für passend in einem Concert. — Donnerstag den 24. Juni fand *Madame d'Eschthal's* „*matinée musicale*“ statt, wobei die Elite der Aristokratie gegenwärtig war und unter dieser die schönen Töchter der Herzogin v. Sutherland. Prinz Louis Napoleon hatte am obern Ende des Zimmers Platz genommen und starrte träumend die Versammlung an. Er sieht ganz wie ein alter Mann aus. Seine kleinen grauen Augen sind tief gesunken und leuchten matt; seinen großen Mund bedeckt ein ungeheurer brauner Schurzhart; seine Nase ist groß und scharf. Das ganze seiner Physiognomie macht keinen Eindruck; es liegt nichts Bedeutendes darin. Seine Gesichtsfarbe ist braun und falbe. Vor ihm trat der natürliche Sohn Napoleon's, Herr Emiliani, auf und spielte ein sehr schönes Violinconcert. Die Aehnlichkeit mit seinem Vater ist merkwürdig. Dasselbe glatt anliegende schwarze Haar, die breitgewölbte Stirn, der ernst gedankenvolle Blick, der fein gekniffene Mund, die reine blasgelbe Farbe! — Es thut einem nur weh, daß der Sohn eines solchen Mannes eine Violine handhaben mußte. — Wenn in seinem Kopfe keine großen Gedanken und bedeutende Anlagen Raum gefunden, so trägt alle Lehre der Physiognomie und der Phrenologie. — *Madame d'Eschthal* spielte die Harfe sehr schön. Sie ist allgemein höchst geachtet, weil sie den Wechsel ihres Schicksals mit so viel Würde hingenommen hat und ihren Kindern durch ihren Fleiß eine anständige Erziehung angeeignet läßt.

Amely.